Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 26 (1984)

Artikel: Süsse Kirschen, saure Äpfel

Autor: Walther, Willy

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971945

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Süße Kirschen, saure Äpfel

von Willy Walther
Federzeichnungen von Verena Zinsli-Bossard

Als der Wald brannte

Als in der Rheinschlucht der Wald brannte, war ich noch klein. Trotz meiner Winzigkeit gehörte ich aber zu denen, die ihn ganz am Anfang entdeckten, und lange Zeit glaubte ich fest daran, man hätte es mir zu danken, daß nicht der ganze Wald verloren ging. Was natürlich Größenwahn war.

Erster oder nicht, dramatisch genug war es, und der Tag hat sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingeprägt.

Es war an einem August-Sonntag gewesen. Das Postauto brachte uns ans Ziel – eine besondere Sache und erst noch ziemlich teuer für meinen Vater.

Am Anfang der großen Schlucht, umgeben von Wald, am Fuß einer Burgruine, genauer gesagt der letzten Mauer einer solchen, auf Moos und Gras, richteten wir uns so ein, daß wir es gemütlich ein paar Stunden aushielten.

Mein Vater breitete die Decke aus, Mutter holte eßbare Herrlichkeiten aus dem Rucksack, mein Bruder spielte mit Tannenzapfen, und ich holte Wasser vom Bächlein, das weiter unten sprudelte, wenn auch nur als dünnes Rinnsal.

Ameisen krabbelten die Bäume hinauf und hinab, Bienen summten zu den Waldblumen, die überall prangten, und eine Fliege belästigte mich, als ich die Flasche ins Wasser hielt, so daß ich sie fast hätte fallen lassen, was meinen Vater nicht gefreut hätte. Grad schlug die Kirchturmuhr elf im Dorf, als ich wieder hinaufstieg. Mein Vater hatte ein Feuerchen gemacht und leerte die volle Flasche in das Pfännchen, das darüber stand. Die Mutter sang, und mein Bruder, der ein Hitzkopf war, ärgerte sich über die Tannenzapfen, die nicht so taten wie er wollte, er war noch klein.

Ich war sehr beschäftigt. Denn kaum begann das Wasser zu kochen, sagte mein Vater, daß ich mehr Holz bringen solle, es müsse ganz trocken sein und solle nicht zu viele Nadeln haben, denn das gäbe Rauch und beiße in den Augen. Am besten würde ich bei der Burgmauer schauen, dort sei es am trockensten. Aber auf der Sonnenseite.

Als ich zurückkam, ein Bündel Tannenäste unter dem Arm, da war das Mittagessen fixfertig. Und wie ich da alles so schön ausgelegt sah, packte mich ein unheimlicher Appetit. Mein Vater aber bändigte mich und hieß mich ruhig sitzen, weil ich sonst überhaupt nichts bekäme, was dumm gewesen wäre.

Erst als die Mutter alle Brote schön bereit hatte, als die Papierbecher voll waren mit Tee und mein Brüderlein zu weinen aufgehört hatte, weil er vorzeitig seine Flaschenmilch bekam, durfte ich anfangen. Zwei drei Bisse und ich hatte das erste Speckbrot vertilgt. Mein Vater schaute mich so eigenartig an, drum aß ich das nächste langsamer, aber nicht viel. Dann trank ich, nicht ohne mir die Zunge zu verbrennen, viel Tee und fühlte mich stärker, trotz Schmerz auf der Zunge. Meinem Bruder gefiel das alles nicht, obwohl er in seinem Wagen saß, was er am liebsten tat, er konnte noch gar nicht gehen. Das Mißbehagen brachte er zum Ausdruck, indem er den Wagen schüttelte und viel quäkte.

Die Sonne traf uns zwar nicht, aber sie stach heiß durch die Tannenwipfel, und nichts rührte

sich, kein Lüftchen und kein Vogel. Wir schwitzten alle. Nur der Rhein rauschte, unten in der tiefen Schlucht.

Nach dem Essen legte ich mich zurück. Genau über uns kreiste ein großer Vogel, ohne die Flügel zu bewegen, die weit ausgespannt waren. Nur an ihrem Ende spiegelten ein paar Federn. Ich erschrak, weil ich dachte, es sei ein böser Adler, und erzählte meinem Vater von der Gefahr, die uns drohte. Mein Vater tat Käserinden, eine Speckschwarte und Brotreste auf ein Papier und legte alles auf den Felsvorsprung. Dabei sagte er, daß der Vogel damit sicher zufrieden sei, für diesmal bräuchte er nicht mich zu holen als Leckerbissen. Mein erschrecktes Gesicht brachte ihn zum Lachen.

Als der Vogel immerzu weiter am Himmel kreiste, wurde ich ruhiger. Ich wußte ja, daß mein Vater uns gut beschützte und schloß die Augen. Zuerst hörte ich noch Insektensummen, hörte auch das dumpfe Rauschen, dann gingen diese Geräusche weit weg und ich flog davon, war wie der große Vogel in den Lüften.

Als ich erwachte, sprach mein Vater aufgeregt, meine Mutter aber schrie. Ich erschrak. Zuerst dachte ich, der Vogel habe uns überfallen, aber dann sah ich, wie mein Vater einen schweren Stein aufhob und nach etwas, das am Boden kroch, warf. Und dann klang seine Stimme wieder ruhig wie meistens. Ich ging dorthin wo der Stein lag und sah darunter einen großen Wurm. Mein Vater sagte: «Das ist eine Schlange, und Schlangen sind giftig und auch sonst ungemütlich.»

Ich schaute sie genauer an, ohne ihr zu nahe zu kommen wegen dem Gift. Sie hatte dunkel- und hellbraune Streifen, und der Schwanz schimmerte feucht und bewegte sich noch ein bißchen, war dann aber ruhig. Ich erschauerte und war unendlich froh, daß mein Vater so stark war und uns vor allen Gefahren, aus der Luft und dem Boden, beschützte.

Meine Mutter wollte sofort weg. Aber sie beruhigte sich, als mein Vater versicherte, daß das die einzige Schlange sei weit und breit. Und sie sei jetzt tot. Außerdem sei nirgends so schöner

Schatten, denn die Sonne stehe hinter der Burgmauer und könne nicht mehr hervor für den ganzen Tag.

Mein Vater besaß auch einen Feldstecher. Sonst durfte ich nur unter Aufsicht durchschauen, denn es bestand Gefahr, daß ich ihn zerlegte, ich war ein neugieriges Bürschchen. Die Gläser drin interessierten mich besonders, sie glänzten so schön blau. An diesem heißen Sommertag aber überließ er ihn mir, und ich ging sofort auf den Felsvorsprung, um nach dem Vogel Ausschau zu halten. Zuerst legte ich mich auf den Bauch und drückte das Instrument an meine Augen. Die Mutter rief mir angstvoll nach, ich soll ja aufpassen, es ginge dort steil hinab, was ich selbst gut sehen konnte. Ich hatte schließlich keine Lust, im Rhein zu landen, der tief unten war. So dumm war ich nicht.

Ich fing am Horizont an. Dort ist Gebirge – ringsum. Felsige Berge, grüne Berge, bewaldete Berge, diese Unterschiede gibt es. Wilde Steinwüsten und schroffe Felsformationen gleißten im Sonnenlicht. Die Luft zitterte und die Berge schienen auf und ab zu tanzen. Ich senkte den Feldstecher und sah Wälder. Dunkle Tannen zu tausenden. Als ich noch tiefer fuhr, kamen zwei Dörfer dazu. Eines am Hang, das andere auf der Kante eines langgezogenen Hügels. Vorn war der Zwiebelturm einer Kirche. Dann kamen Obstbäume, Ställe und wieder Wald. Und mitten drin eine Burg – zwei Türme, ein dicker und ein dünner, und viele Mauern aus grauen Steinen über einem senkrechten Felsen.

Unser Städtchen kam. Seine Türme und die höchsten Häuser ragten aus einem Haufen von Klötzen auf, alles flimmerte. Farben gab's keine, die Sonne machte alles dunstgrau. Dann fand ich den Rhein. Sein Bett war schnurgerade, gebändigt. Anschließend schlängelte er sich durch Wiesen und durch Wald und trat in die Schlucht ein. Das Wasser glitzerte und wurde dunkler, je weiter hinab ich fuhr mit dem Fernglas. Dann verschwand der Fluß unter dem Felsvorsprung, auf dem ich liegend diese Welt studierte.

Ich schwenkte links hinauf, fand nur Wipfel an Wipfel, und dann traten ganz groß und unscharf ein paar Blätter in die Gläser, und die gehörten zur Haselnußstaude in der Nähe. Drum schwenkte ich zurück.

In diesem Moment kam ein Geruch in meine Nase, wie verbrannte Äste. Ich wunderte mich, was Vater wohl wieder kochte. Ich fuhr weiter mit dem Glas, rechts über den Felsvorsprung hinaus und sah wieder Fluß, sah graues Sandgeröll, sah eigenartige Spitzen, die aus diesem Geröll aufragten und oben flache Steine trugen wie Hüte. Ich hob das Glas immer höher, und hoch über dem Flußbett kam wieder Wald.

Dann aber kam eine Stelle, die war gar nicht wie die anderen. Ich schaute genauer und dachte erst, daß meine Augen nicht recht taten. Ich sah nämlich einen sich langsam bewegenden, einmal größeren, einmal kleineren grauen Schleier und dahinter etwas, das gelbrot flackerte und züngelte.

Und plötzlich wußte ich: das ist Feuer.

Ich schrie dieses Wort immer wieder. Mein Bruder fuhr aus dem Schlaf auf und weinte zornig, meine Mutter wollte einmal mehr zusammenpacken und fortlaufen. Der Vater kam gerannt und fragte: «wo?» Ich stotterte und stammelte: «drüben, auf der andern Seite.»

Er packte den Feldstecher und kniete nieder. Bald rief er, wir sollen ruhig sein, für uns sei keine Gefahr. So schnell ginge das nicht, und es sei auch der Rhein dazwischen. Dann kam auch die Mutter und verwarf die Hände und war sehr aufgeregt.

Ich nützte die Verwirrung und schaute nochmals durch den Feldstecher. Schon bedeckte der graue Schleier eine größere Fläche, größer als vorher – und der gelbrote Fleck flackerte und schlug hin und her und wurde schnell größer. Dann sah ich plötzlich graue Teilchen auf mich zufliegen, und das war Asche. Ich starrte gebannt.

Dann fiel die erste brennende Tanne um. Sie riß mit ihrem Gewicht zwei kleinere mit. Das krachte ganz unheimlich, und da hatte ich zum ersten Mal Angst. Die Flamme züngelte hoch, der Schleier wurde schwarz und ein Zischen lag in der Luft. Nun brannte schon eine Fläche, etwa so groß wie der Hauptplatz unseres Städtchens.

Ich rannte hinab und sah, wie meine Eltern stumm zusammenpackten. Dann verließen wir diesen unheimlichen Ort ohne zurückzusehen. Mein Vater eilte voraus und traf am Dorfeingang einen Mann, dem er etwas erzählte. Zusammen rannten sie in die Post und wir folgten, so schnell wir konnten, denn uns war, als wäre das Feuer dicht hinter uns, würde uns einfangen. Dabei stand der Burghügel schützend davor. Die Zeiger der Kirchturmuhr krochen auf vier. Eine ganze Stunde mußten wir noch auf das Postauto warten.

Der Vater kam mit dem Mann aus der Post heraus. Der Mann eilte ins Dorf. Mein Vater sagte, daß jetzt Alarm gegeben würde und daß auch er gehen müsse, alle Feuerwehren des Tales müßten gehen.

Dann hörten wir ein langgezogenes Hornen. Immer wieder, aus verschiedenen Richtungen. Im ganzen Dorf. Der Mann von vorher kam auf einem Fahrrad und blies in eine Art Trompete. Er fuhr vorbei ohne anzuhalten, und kurz darnach kam ein Militärlastwagen, stoppte dicht neben uns.

«Jetzt muß ich gehen», sagte unser Vater. «Ihr wartet bis das Postauto kommt, und wenn alles gut geht, komme ich dann bald heim.»

Von allen Seiten kamen Männer. Sie sprachen laut, es gab solche, die hatten spezielle Mützen auf, und einer hatte einen speziellen Gürtel. Er sagte zu den anderen, sie sollen aufsteigen. Sie gehorchten, mein Vater tat es als letzter.

Er winkte, während sie wegfuhren, meine Mutter schaute starr, und ich begann zu weinen. Das war wie Krieg, und im Krieg geht es so und Leute müssen einrücken, wenn Alarm ist, und Frauen und Kinder bleiben zurück und winken und weinen.

Als ich zurückschaute zum Hügel, auf dem wir gewesen waren an diesem Sommersonntag, der so friedlich begann und mit Feuer und Krieg endete, da stand darüber dicker, dichter Rauch. Er quoll höher und höher, und da waren wieder die Aschenteile in der Luft.

Vor der Post standen jetzt viele Leute. Alle redeten aufgeregt, und eine Bauernfrau sagte: «Hoffentlich springt das Feuer nicht über, mein Gott.»

Ich erstarrte. Bis jetzt war für mich der Rhein eine sichere Grenze gewesen. Der trennte die gefährliche und die ungefährliche Seite, trennte Tod und Leben. Daß die Möglichkeit bestehe, das Feuer könnte überspringen, daran hatte ich nicht eine Sekunde gedacht.

Und da sah ich: rings um das ganze Dorf war Wald. Nur wo das Dorf stand nicht und bei den Wiesen mit Ställen und Obstbäumen. Aber sonst – Herrgott. Die Schlucht war voll von Wald, und er zog sich hinauf bis an den Fuß der Berge. Nur wenige grüne Flecken waren dazwischen, und darauf standen Ställe aus dunkelbraunem Blockholz gefügt, und auch das brennt lichterloh, wenn's zündet. Wald, Wald und nochmals Wald, und dabei hatte es wochenlang keinen Tropfen geregnet. Ich schaute zum milchigblauen Himmel, ob da eine Wolke stünde, die etwa Regen bringen wollte, ein Gewitter, ein kühlendes, das das Feuer löschen konnte, das die Wälder, Äcker und Gärten tränkt. Doch dort gab's keine Wolke – seit Wochen.

Im Postauto herrschte ein großes Durcheinander. Der Chauffeur mußte eingreifen, damit alle Platz bekamen. Die Rauchwolke hinter dem Hügel wurde immer dunkler, immer mehr Asche flog durch die Luft. Eine der Frauen hatte Angst, ihre Haare könnten Feuer fangen, und band sich ein Tuch um den Kopf. Ein paar andere Frauen bekamen daraufhin ebenfalls Angst, taten das gleiche, und jene, die keines hatten, wurden noch nervöser. Ein kleines Mädchen schluchzte, und ich wunderte mich, wie häßlich jemand aussieht beim Weinen und nahm mir vor, nie mehr zu weinen.

Das Postauto fuhr schneller als sonst. Als es um den Hügel bog, waren wir in einem Schatten. Dort wo man zum Rhein sehen konnte, hing ein Nebel. Meine Mutter hielt sich und meinem Bruder ein Taschentuch vors Gesicht. Sie sagte, ich solle auch meines nehmen, der Rauch würde mich sonst ersticken. Ich gehorchte.

Das Postauto fuhr noch schneller – alle Leute starrten in den Rauch und das Feuer. Als wir bei der Kapelle abbogen, weg von der Rheinschlucht in ein Tobel hinein, das feucht war und rauschendes Wasser führte, war der Rauch verschwunden. Alles atmete auf. Da sagte einer hinter uns, es wäre gut, wenn die Feuerwehr das Feuer bald unter Kontrolle brächte. Und somit wußte ich endlich, was mein Vater tat bei der Feuerwehr. Er hatte Feuer zu kontrollieren. Ich erinnerte mich, ihn einmal bei einer Feuerwehr-Übung gesehen zu haben. Zuvorderst an einem langen Schlauch stand er, den zwei Männer von einer Rolle abrollten. Plötzlich gurgelte es im Schlauch, er blähte sich auf, und dann spritzte es, da wo mein Vater ihn hielt. Ein dicker Strahl schoß gegen eine Wand, und mein Vater stemmte seine Füße auf den Boden. Dann bewegte er den Schlauch hin und her und tat so, als würde die Mauer brennen. Das sah sehr ernsthaft aus, ich erwartete jeden Moment Feuer und Rauch aufsteigen zu sehen, aber nichts geschah. Ich war enttäuscht, denn zu gerne hätte ich gewußt, wie mein Vater sich verhalten hätte bei einem richtigen Brand.

Aber heute, heute hatte er ein Feuer zu löschen. Eines, das keine Übung war, sondern fähig, unser ganzes grünes Tal zu vernichten, beginnend in der Schlucht, von dort um sich greifend, gierig, unbezähmbar, Dörfer erfassend, durch Schluchten sich fressend, immer weiter bis zum ersten Dorf in seinem Weg. Bis unter die Felsabhänge, dort wo das Grün aufhört und ewiger Stein beginnt.

Ich schluckte die Angst hinunter – vergeblich. Die Visionen kamen, ich sah diese Schrecknisse und hörte und sah nur noch Rauch und Feuer.

Wir kamen zur Brücke im Tobel. Das Wasser rauschte und sprang übers Geröll. Dieses Wasser müßte mein Vater haben, dort im brennenden Wald. Aber auf jenen Hängen floß keins, nicht einmal die kleinste Quelle.

Als wir oben waren, hielt das Postauto an. Alles stürzte hinaus. Meine Mutter hielt mich fest an der Hand, als käme das Feuer in der nächsten Sekunde emporgekrochen. Die Berge ringsum schauten reglos, erbarmungslos auf das Na-

turschauspiel. Die Sonne, genau so gleichgültig, schien aus ihrem Himmel, der dort, wo sie stand, eine gelblichrote Tönung hatte, es ging gegen Abend. Und dann sah ich, daß über Rauch und Feuer Vögel kreisten. Ein Mann hatte einen Feldstecher. Mit dem schaute er an den Rand des Feuers und behauptete, Rehe, Hasen und sonstige Tiere flüchten zu sehen. Da rief der Chauffeur, und alle mußten einsteigen.

Erschöpft kamen wir daheim an. Die Kleider, die der Vater anhatte, lagen kreuz und quer, so sehr hatte er sich beeilt. Der Kasten stand offen, die Uniform war nicht mehr drin.

Ich kletterte in den Estrich, um festzustellen, ob man das Feuer sehen könne. Aber Obstbäume deckten die Sicht. Doch ich sah Rauch, und ich dachte, solange es Rauch gibt, gibt es auch Feuer. Und nichts deutete darauf hin, daß es bald endete.

Noch nie vorher in meinem kurzen Leben hatte ich so sehr empfunden, was es bedeutet, ein Heim zu haben, das Geborgenheit gibt. Ein Dach und Wände, die einen schützten. Nicht nur vor Regen und Wind und Kälte, auch vor Elementen wie zum Beispiel Feuer. Wenn nur der Vater wieder bei uns wäre. Ich fühlte mich verloren und ausgeliefert. Ich rannte in die Küche zur Mutter. Sie kochte Kaffee. Bevor wir zu essen anfingen, sagte sie, daß wir beten sollten, obwohl wir das sonst nicht taten. Ich solle anfangen, sagte sie, aber mir fiel nichts ein. Ich faltete die Hände. Ich erinnerte mich an die Schlange, die mein Vater erschlug, an den drohend kreisenden großen Vogel und an den ersten Feuerfunken. Dann erlebte ich nochmals die Angst, die ich hatte, weil ich dachte, das Feuer sei blitzschnell bei uns und würde alles fressen. Und ich stammelte: «Lieber Herr Jesus, mach, daß das Feuer bald aufhört und der Vater bald wieder kommt.» Und dann schluckte ich leer und meine Mutter strich mir über die Haare und sagte: «Jetzt mußt du etwas essen.»

Auf der Straße war aufgeregtes Laufen. Militärlastwagen fuhren hin und her, viel schneller als sonst, und manchmal hörten wir aufgeregtes Sprechen.

Tief in der Nacht hörte ich die Stimme meines Vaters. Wie warm, geborgen und sicher fühlte ich mich da in meinem Bett. Ich drehte mich, unendlich müde, aber glücklich, und schlief weiter.

Am Morgen erzählte die Mutter, der Waldbrand sei gebändigt. Ich fragte, ob das käme, weil der Vater das Feuer kontrolliert habe. Sie lächelte und sagte, er habe furchtbar viel graben müssen, soviel, daß alle seine Muskeln schmerzen würden und er den ganzen Tag schlafen müsse. Sie hätten einen Graben um das Feuer herum gezogen. So hätte es keine Nahrung mehr gefunden und sei ausgelöscht.

Ganz klar war mir das nicht, aber ich war zufrieden. Hauptsache, der Vater war wieder zurück. Wie gut, daß wir alle noch lebten, nachdem wir dem Tod in die hohlen Augen geschaut hatten.

Meine Mutter sang wieder, und alles war wie früher. Mir aber war, als sei ich mindestens zehn Jahre älter und gescheiter.

Mein Onkel und die Bibel

Der beste Bauer, den ich je kannte, ein Charakter von altem Schrot und Korn, war mein Onkel Tan. Bei aller kernigen Bauernart hatte er eine gute Portion Philosophie mit in die Wiege bekommen. Und nicht nur das, er hatte das Auge eines Künstlers, denn er allein, der einzige Bauer, den ich je kannte, war fähig, sich auf einen Stein zu hocken, eine Landschaft zu genießen oder ein Detail daraus, etwa eine Felskuppe, die malerisch vor einem glasklaren Himmel stand, oder eine schlichte Blume.

Obwohl er auch ein tadelloser Störmetzger war, der in kürzester Zeit das dickste Schwein in seine schmackhaften Bestandteile zerlegte, tötete er nie ein Tier. Die Fliegen durften ihn und seine Kühe in Schwärmen umschwirren, er hätte nie eine getötet und ärgerte sich, wenn ich das gelegentlich tat. Gegen Mücken und Bremsen war er immun, also ließ er auch diese in Ruhe. Einmal kroch eine prächtige, zwei Zentimeter lange schwarzglänzende, majestätische Ameisenkönigin über das Balkongeländer, dicht am aufgehängten Mais vorbei. Statt sie zu zerquetschen, schaute er sie bewundernd an und sagte, daß sie täglich viele hundert winzige Ameisenei-

er lege und darum eigentlich schädlich sei. Trotzdem schaute er ihr ehrfürchtig nach, bis sie in einer Ritze verschwand. Jeder Bauer hätte die Gelegenheit benützt, ein paar tausend oder gar zehntausend Schädlinge mit einem Faustschlag zu vernichten. Nicht mein Onkel. Seine Devise war: leben und leben lassen; auch bei Tieren, welche für Menschen Schädlinge sind, weil sie manchmal die gleichen Sachen mögen.

Ja, er war ein herzensguter Mensch. Allerdings mußte man dazu erst die harte Schale knacken, die diesen goldigen Kern umgab. Ich hatte jahrelang dazu gebraucht, denn am Anfang unserer Zusammenarbeit, da jagte er mir oft genug nackte Angst ein, mein guter Onkel.

Für seine Frau gar, die gute Tante Uorschla, war er, wie sie scherzweise klagte, der Antichrist in Person, der schlechteste Mensch, den der liebe Gott je geschaffen hatte, und mit einem Dickschädel, wie ihn sonst nur Esel haben.

Er ging nämlich niemals in die Kirche. Warum, hat man nie herausgefunden.

Eines Tages, in einer guten oder in einer schlechten Minute, wollte sie ihn unbedingt mit Gewalt missionieren. Aber der Schuß ging gewaltig daneben, wie ich selbst bezeugen kann.

Sechs Kühe und zwei Mesen trotteten zwischen mir und meinem Onkel. Er war der Leithammel, das Oberhaupt der ganzen Karawane. Ich hatte nichts anderes zu tun, als faulen Kühen mit meinem Stecken eins hinten drauf zu geben, sofern der Hund Nero mal versagte, was aber selten vorkam, er war nämlich ein vorbildlicher Hirtenhund.

Trotzdem, alles war eine rechte Plage, besonders als der Weg immer steiler wurde und die Viecher immer müder. Aber nicht sie allein, auch ich wurde immer müder. Kunststück, da wo der Bauer Tan, ein starker Mann, einen Schritt machen konnte, gab's für mich drei, bei meiner Leibesgröße mit neun Jahren.

Warum, fragte ich mich, während ich immer müder wurde, war die Bauernarbeit wie ein Magnet für mich? Der Grund, daß ich zum Beispiel Kühe auf die Maiensäße treiben half, ohne Zahltag, ja ohne das geringste Lob? Warum blieb ich nicht bei meinen geliebten dicken Büchern? Ich war nämlich ein rechter Bücherwurm. Warum ließ ich die Bauern nicht in Ruhe, ich würde es ja doch nie lernen! Ich verfluchte diesen unseligen Hang und zwickte die Kuh Rosina besonders gemein, weil sie so einen faulen Eindruck machte.

Mein Onkel war Bauer. Ein richtiger. Ein Bauer mit Haut und Haar. Der konnte sich ein Leben ohne Kühe, Schweine, Pferde, Heustall und Miststock einfach nicht vorstellen. War er nicht sogar der Bauer mit dem größten und schönsten Hof im Dorf? Ein Kerl, stark wie eine Tanne?

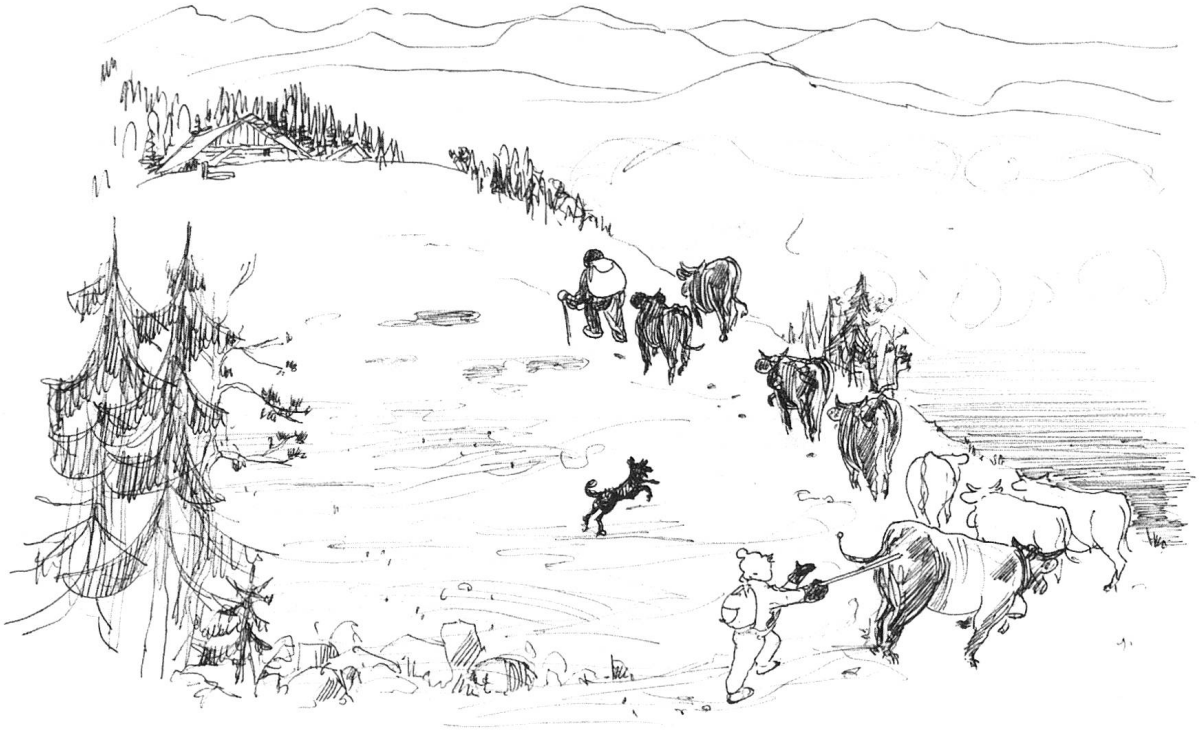
Ja, wie er an jenem Novembertag so vor seinen Kühen herschritt, in immer gleichem Rhythmus, ohne ein Anzeichen von Müdigkeit, und das nach fünf Stunden Marsch, da war er für mich ein halber Gott. Ein Alleskönner und Alleswisser, einer, vor dem so ein Wicht wie ich winzig klein war. Eine richtige Ameise.

Aber dann waren wir oben, und auch der starke Bauer Tan atmete auf, das hatte ich deutlich gesehen. Das Geschelle und Geglocke verlor den gleichmäßigen Rhythmus und ging über in ein Gebimmel. Auch die Kühe waren zufrieden so. Nur der Hund Nero nicht. Er hopste durch den Schnee zu seinem Herrn und bellte ihn kräftig an, mit viel Springen und Gewedel seine Freude ausdrückend.

Die Steigung – Fels, Wurzeln, Geröll und schattendunkle rauschende Tobel – war hinter, besser gesagt unter uns, sie war der schlimmste Teil des Weges. Mehr als die Hälfte der Zeit brauchte man dazu. Bei sechs Kilometern mit Neuschnee über einer Eisschicht hieß das fast drei Stunden.

Der Onkel schaute zum Himmel, wo die Wolken dräuten, und atmete tief, wozu er die Augen schloß. Ich tat es ihm nach. Er zog mit Genuß die Winterluft ein. Er war an dem Ort, welcher ihm der liebste war auf der Welt. Das hatte er mir einmal gestanden, beim Heuen im vergangenen Sommer, als wir im Schatten sauren Most tranken und Käsebrot aßen, nur zwei, drei Fuhren waren noch einzufahren und das Wetter makellos.

Behäbig breit stand der Stall. Wie aus dem Boden gewachsen in Jahrhunderten. Schon der Großvater meines Onkels hatte sich nicht mehr



erinnern können, wann er gebaut wurde. Der untere Teil Viehstall, oben das Blockhausgefüge für Heu. Im Sommer eingelagert, gab das die kräftigste Kost für Kühe.

Der Onkel sagte «Hohoo» und setzte sich wieder in Marsch. Nero rannte nach hinten, biß knurrend der Kuh Dina, welche pflichtvergessen glotzte, in die Weichen. Jedes dieser Rindviecher hatte zu wissen, daß ein Maiensäß-Auftrieb eine ernste Sache war, auch diese dumme Kuh.

Ja, wir konnten wirklich zufrieden sein. Onkel Tans Nase hatte wieder einmal recht gehabt. Den ganzen Tag war die Sonne hinter Nebel und Wolken gewesen. Meistens hatte es so ausgesehen, als käme grad nochmals ein Haufen Schnee. Doch außer ein paar Flöckchen fiel nichts vom Himmel. Gott sei Dank, dachte der Onkel. Es war Bescherung genug, daß der Weg gefroren war, Bescherung genug, wenn man, allein mit einem Hund, einem verwöhnten Buben und acht Stück Vieh bei diesem Wetter sechs Kilometer zu machen hatte, bergauf.

Dann grad, als wir den Stall erreichten, kam die Sonne durch, das erste Mal an diesem Tag. Der Wind hatte die bauchige Wolke, die letzte, vertrieben. Die Strahlen spiegelten sich in Millionen von Kristallen, daß es blendete. Der Onkel und seine Herde warfen lange Schatten. Mir gefiel das, ich blieb stehen, um das genau zu beobachten. Sie geisterten über die Schneekuppen, sprangen über Büsche und den unter Eis plätschernden Bach im Graben. Die Berge warfen Schatten über das Tal. Das Band des Rheins gleißte, da wo er hinter dem bewaldeten Fels hervorkam. Die Berge der Sonne gegenüber waren in Rosarot getaucht. Keine Wolke mehr weit und breit. Ich hätte jauchzen mögen. Hatte der liebe Gott das alles speziell für mich so eingerichtet?

Drei Raben erhoben sich vom Miststock und flatterten krächzend in die Tannen.

Als der Onkel den Schlüssel drehte im Türschloß, noch bevor er den Rucksack ablegte, gab's ein großes Gedränge. Alles wollte gleichzeitig hinein. Er mußte ganz ordentlich dazwischenfahren, sogar den Stock einsetzen, den er sonst nie gebrauchte. Nero stiftete noch mehr Verwirrung mit seinem Gebell und fiel, weil er der besseren Übersicht wegen auf den Brunnen gesprungen war, beinahe in diesen hinein. Mit viel «Jee» und «Hooo» aber kam alles in schönste Ordnung.

Im Stall stellte der Onkel jedes Tier an seinen Platz, band ihnen Riemen um die Hälse, während ich in den Heustall stieg. Von dort warf ich durch die Luke im Boden Büschel um Büschel Heu. Der Onkel nahm sie unten entgegen, stopfte sie in die Kratten, und ein großes Mahlen und Kauen begann.

Nero, in Ermangelung einer nützlicheren Beschäftigung, tobte vor dem Stall auf und ab, bellte die Raben an, die von Tannenwipfel zu Tannenwipfel hopsten und kollernde Schreie ausstießen und sich mißtrauisch verhielten. Wenn's aber Nero gar zu arg trieb, pfiff der Onkel spitz zwischen den Zähnen. Nero setzte sich, mit heraushängender Zunge, auf die Hinterläufe und schwieg, das Rabengesindel scharf im Auge behaltend. Die sollten es wagen.

Als alle Kühe gemütlich wiederkauten, war der Moment da, an unsere Bedürfnisse zu denken. Fast andächtig öffnete mein Onkel die Verschnürung des Rucksacks, nahm den Speck, den Käse, Butter und Brot hervor und legte alles aus. Vom Fenstersims holte er die Petroleumlampe, aus der Hosentasche Streichhölzer. Umständlich und stumm wie ein Fisch nahm er den Glaszylinder ab. Das Streichholz flammte auf, der Docht fing Feuer. Die Lampe erhellte mit sanftem Licht das Stallinnere und spiegelte sich in den Augen eines hungrigen Bauern, eines wedelnden Hundes, der gierig alles beschnupperte, und in meinen. Der Onkel griff in den Rucksack, holte in Papier gewickelte Speisereste heraus, legte sie auf den Boden und sagte zu Nero: «Hier, du hungriger Geselle.» Und das war das erste Wort, seit wir von zuhause weggingen vor fünf Stunden; Nero ließ sich das nicht zweimal sagen.

Der Onkel schnitt das Speckstück in Scheiben und dann, auf seine eigene Weise, in kleine Würfel. Mit all diesen nahrhaften Dingen – Speck, Brot, Butter, Käse und Milch – ging er etwa so ehrfürchtig um, wie der Pfarrer an hohen Feiertagen mit Brot und Wein. Endlich schob er mir meine Portion Speck zu, schnitt eine Scheibe Brot ab und ein ordentliches Stück Käse und füllte zwei Tassen mit Milch. Und dann fing er zu essen an. Jetzt durfte auch ich.

Wir aßen und aßen und wollten nicht mehr aufhören. Das aber kann nur einer verstehen, der selbst fünf Stunden lang acht Kühe auf das Maiensäß getrieben hat – im Winter. Nur ein Mann.

Als der Onkel satt war, rülpste er, daß von den Wänden ein Echo kam. Er räumte alle Resten zusammen, wickelte sie in ein Papier und streckte sich so behaglich aus auf der Pritsche, daß mir so richtig warm wurde ums Herz. Mit Wohlbehagen spürten wir, wie die Luft – von den dampfenden Tieren – immer wärmer wurde.

«Wie spät ist es», fragte ich, damit beweisend, daß die Zivilisation noch nicht abgefallen war von mir. Ohne zu zögern sagte der Onkel «Sechs», obwohl er gar keine Uhr besaß. Er schloß die Augen.

Er hatte kaum ausgesprochen, da zitterte vom Tal herauf, aus dem Kirchturm der protestantischen Kirche, der Klang der ersten, der kleinsten Glocke. Die zweite folgte. Die dritte hatte den vollsten Ton und die vierte rundete alles schön ab. Es war Samstagabend. Mir wurde ganz feierlich zumute. Hätte der Onkel das gewußt, dieser Antichrist. Ich lauschte, Hund und Onkel dösten, die Kühe glotzten zu mir, die Lampe warf ihren warmen Schein und manchmal pfiff ganz fein der kalte Winterwind im Gebälk, und im Ofen knisterte das Feuer. Etwa nach einer Viertelstunde klangen die Glocken aus, ein gutes Weilchen noch rollte das Echo in den Bergen. Mir war vom vielen Zuhören ganz unwirklich, wie immer wenn ich Glocken hörte. Dann

trat nämlich mein Geist aus meinem Körper aus und schwebte in himmlischen Sphären herum.

Wieder diese tiefe Stille. Da – Nero zuckte zusammen. Er schoß hoch, spitzte die Ohren, knurrte, lief zur Türe und bellte, die Zähne zeigend, die alles andere als stumpf waren. So kam ich unsanft auf die Erde zurück, besser gesagt in den Stall meines Onkels. Auch er war aufgewacht, stand auf und öffnete die Türe. Sofort drang eisige Kälte in den Stall. Nero stürzte hinaus und verschwand in der tiefen Dunkelheit.

Auch ich trat in die Türe, wollte wissen was da los sei. Hinter den Rieinerbergen ging der Mond auf. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit kam er ganz hervor, eine dreiviertelgroße Scheibe mit dunklen Flecken im Gesicht. Deutlich sah ich, wie er sich bewegte, zwischen vielen Sternen. Millionen mußten es sein. Wer hatte sie je gezählt. Keine Arbeit für mich, dachte ich. Lieber Kuhtreiber sein, als Sternezähler. Dort – wo die Sonne untergegangen war – stand nun der Abendstern. Er funkelte mit hellem Licht, wie eine im Wind schwankende Laterne. Ich suchte den anderen, den, der immer so funkelt, als würde er tanzen, seinen Namen kannte ich nicht. Auch dieses Mal tanzte er besonders schön. Das kam wohl davon, daß die Luft auf tausendfünfhundert Meter über Meer klarer ist als im staubigen Tal.

Ein Windstoß, der im Gebälk wimmerte, riß mich aus meinen metaphysischen Träumen. Dazu kam das Geräusch des Wasserkübels, den der Onkel von der Konsole holte. Er füllte ihn am Brunnen und trug ihn hinein. Viermal tat er das, dann war ich an der Reihe. Ich biß auf die Zähne. Die Tiere schauten, zuckten mit den Ohren, und die Deta leerte den Kübel aus. Der Onkel lachte, er schien mir das zu gönnen, aber das verriet nur seine gute Laune. Beim letzten Kübel stolperte ich über den Nero, der sich nach seinem Abstecher, verklebt von Schnee, auf dem Boden ausgestreckt hatte. Er knurrte nur und rührte sich keinen Millimeter. Dann war auch das Tränken erledigt.

Der Onkel streckte nochmals seine Nase aus der Türe und blickte zum Himmel. Eine eiskalte Nacht stand bevor. Gut, so kam kein Schnee, denn eingeschneit wollten wir nicht werden. Dann verriegelte er die Türe. Feierabend. Noch nie hatte ich dieses Wort, diese Situation so schön, so begehrenswert empfunden. Ich starrte ins Licht. Dieses strahlte, je mehr ich schaute, immer wärmer wurde es, immer gütiger. Es durchdrang meinen Körper, erfüllte mich mit Zufriedenheit, ja mit einem Glücksgefühl.

Als ich erwachte, war eine Decke über mich gebreitet. Neben mir saß der Onkel und blätterte – in der Bibel. Das war so ungewöhnlich, daß ich zuerst dachte, ich würde noch schlafen, und das sei ein Traum. Der Onkel mit einem Buch? Und dann noch mit der Bibel? Ich wagte keinen Ton. Ich schaute nur wie gebannt. Daß die Tante jeden Sonntag in die Kirche ging, war mir bekannt. Sie übertrieb so, daß der oft sagte, sie wäre besser katholisch geworden, oder eine Nonne, oder beides. Vor mir und allen sagte er das, mit spöttischem Gesichtsausdruck. Einmal hatte er sogar gesagt, daß sie in den Pfarrer verliebt sei. Doch damit war ich nicht einverstanden, denn der war uralt. Kurz und gut, ich sah wie der Onkel einen immer röteren Kopf bekam und zog den meinen ein, wie eine Schildkröte bei Gefahr.

Diese Bibel war keine gewöhnliche Bibel. Es war die uralte Hausbibel und von beachtlichem Umfang. Oft schon hatte ich bei meinen Besuchen darin geblättert. Der Buchdrucker hatte immer den ersten Buchstaben eines Kapitels mit Figuren ausgeschmückt. In Farben und sehr fromm alles. Besonders das alte Testament wimmelte von Helden und Heldinnen. Auf dem ersten Blatt war dick die Jahreszahl 1844 gedruckt, grad hundert Jahre alt war dieses Werk.

Ich wagte kaum zu atmen und harrte der Dinge, die da kommen mußten. Und es passierte, was ich befürchtete.

Als der Onkel ganz dunkelrot war im Gesicht, biß er auf die Zähne, daß sie knirschten, runzelte heftig die Stirn, seine Augen weiteten sich und dann gabs einen Knall: er schlug die Bibel so zu, daß das friedlich dösende und wiederkäuende Vieh zusammenfuhr und Nero so abrupt aufsprang, als stünde er seinem Todfeind gegenüber.

Ich tat diplomatisch, als wäre auch ich davon erwacht und drehte mich zum Onkel und schaute ihn recht naiv-fragend an.

«Meine Angetraute, deine Tante,» knurrte er nach einer geladenen Pause, in der ich dachte, er hätte seine Ehefrau, wäre sie anwesend, meuchlings ermordet, «wird immer komischer. Läßt die mich diesen schweren Schinken den Berg hinauf schleppen. Und ich Esel merke es nicht einmal. Die denkt, daß ich so ein guter Christ werde auf meine alten Tage. Pah.»

Dann wühlte er im Rucksack und holte den Bauernkalender heraus. Und das, das war was ganz anderes. Der Bauernkalender war eine nützliche Sache, mit Bauernsprüchen, hundertjährigem Wetterkalender, Mondphasen und nützlichen Tips zur Viehzucht versehen. Ein Handbuch nach dem jeder ging. Ihn konsultierte man wenn's um die Aussaat ging im Frühjahr, zum Schweineschlachten im Dezember oder zum Kartoffelgraben im Herbst. Auch Geschichten standen drin, mit Bildern und Zeichnungen. Hatte man den gelesen, wußte man alles. Das Jahr war vorbei und der neue Kalender kam.

Aber nicht lange dauerte es, und der Onkel, dem ich über die Schulter blickte, seufzte. Er wendete mit seinen klobigen Fingern ein paar Blätter, starrte auf die Seiten und schüttelte den Kopf. Die aufgeschlagenen Seiten zeigten ein Foto, darauf eine Reihe von Kühen. An ihren Eutern waren Schläuche angeschlossen. Ein Mann, der aussah wie ein Bauer und auch wieder nicht, stand vor einer Maschine. Die hatte Räder und glänzte, nicht unähnlich einem Staubsauger. Er hatte eine Schürze aus Leder um, wie der Hufschmied und manipulierte an Schaltern. Die Kühe, mindestens zwanzig, fraßen aus Gittern. Das Stallinnere war schneeweiß, nicht wie ein Stall, eher wie ein Schulzimmer sah das aus.

«Eine Melkmaschine,» flüsterte mein Onkel tonlos, fassungslos, entsetzt. «Himmel...»

Ich aber war fasziniert. Welche Möglichkeiten. Das Maschinenzeitalter war da.

«Ah, in Amerika, siehst du,» sagte mein Onkel dann, und seine Stimme klang etwas fester. Mir gefiel dieser Ton aber nicht. Ich fühlte mich verpflichtet, das Maschinenzeitalter zu verteidigen. «In ein paar Jahren gibt's das alles auch bei uns,» sagte ich drum und triumphierte.

«Was, diesen Quatsch..? Maschinen sollen die armen Kühe melken?» antwortete mein Onkel, grad so als säße er am Stammtisch und würde fleißig disputieren.

«In hundert Jahren, behauptete ich und verzog meine Mundwinkel seitlich, «brauchen die Bauern überhaupt nicht mehr zu arbeiten. Sie sitzen zu Hause und...und...»

«Und was..?» fauchte der Onkel und schaute mich mit gefurchter Stirne an, so gefurcht war sie nicht einmal damals, als er mit Flurin, seinem Sohn, stritt, und das war nicht von schlechten Eltern gewesen, ich hatte mich jedenfalls nicht in die Nähe gewagt.

«...Und bedienen Knöpfe und beobachten Zeiger und Leuchtschirme, auf denen alles geschrieben steht», weissagte ich aufs Geradewohl und machte ein übergescheites Gesicht.

«So meinst du? – Du spinnst,» antwortete er noch und schien zu überlegen, ob er mich naseweisen Bub aus dem Stall in den Schnee schmeißen soll.

«Pferde zum Beispiel, wird nicht ein einziger mehr brauchen. Alles Maschinen,» setzte ich noch dazu, wie vom Teufel geritten und wußte gar nicht wie gefährlich das war. Der Onkel setzte sich bedrohlich auf. Ich blätterte, um den Beweis zu finden, hastig im Kalender. Da, eine riesige Erntemaschine auf einem topfebenen Feld. Ich hielt das Bild meinem Onkel unter die Nase.

«Er betrachtete es und begann zu schwitzen. Er riß mir den Kalender aus der Hand, schaute starr dieses Monstrum an, suchte das Taschentuch und war stumm.

Erst nach einer Weile flüsterte er: «Solch eine riesige Maschine. Und kein einziges Pferd weit und breit.» Wieder verstummte er.

Dann sagte er etwas, das aus seiner Seele kam, langsam und stockend. «Ein Bauernhof und kein Pferd... ist wie ein Mensch ohne Seele.»

Ich begriff noch immer nicht. Ich zeigte auf eine Textzeile. «Schau, hier. Hier steht's: die

Maschine ist die Zukunft und die Rettung der Landwirtschaft.» Und Flurins Worte fielen mir ein. Der hatte einmal gesagt: «Ein Bauer wird in Zukunft ein Mechaniker sein.» Und seine Augen hatten geleuchtet. Onkel Tan war wütend geworden, so wie nie zuvor und nie später.

«Du Esel,» hatte er ihm zugeschrien, «Bauer sein heißt mit dem Herzen pflügen, mit Liebe für jede einzelne Frucht, und zu allem, was da so wächst. Lärmige, stinkende Maschinen können das nicht und werden es nie können. Und wenn ich hundertfünfzig Jahre alt würde, keine einzige Maschine käme mir auf den Hof. Alles Quatsch, amerikanischer.»

Meine Begeisterung war weg. Langsam, wie es einem Neunjährigen eben möglich ist, fühlte ich, daß da zwei Welten, ein Oben und ein Unten ein Süd und ein Nord, halt etwas, das nie zusammengehen konnte, aufeinander prallte. Und um meinen Onkel zu trösten sagte ich noch kleinlaut: «Aber vielleicht ist es wirklich nur in Amerika so...» und schwieg.

Der Onkel schnaubte und warf den Kalender in die Ecke. Er zog die Schuhe aus, blies von oben in den Glaszylinder der Lampe, das Licht erlosch. Ich hörte, wie er sich ausstreckte auf der Pritsche und keine Minute dauerte es, und er begann zu schnarchen.

Mir aber blieb nichts übrig, als auf das Wiederkäuen der Kühe zu lauschen und das Maschinenzeitalter zu hören, bis ich merkte, daß es schlecht zur Stille paßte, auf dem Maiensäß meines Onkels.

Als auch ich mich ausstreckte, fühlte ich etwas Eckiges, Hartes unter meinem Kopf. Das war die verächtlich weggeworfene Bibel. Ich legte sie sorgfältig in die Ecke und dachte dabei, daß mein Onkel vielleicht besser dran täte, sie ernster zu nehmen. Und nahm mir vor – im fahlen Mondlicht, das zur Fensterluke hereinschimmerte – sie bald zu lesen, um zu schauen, ob etwas von Maschinen drin stehe. Um mich an sie zu gewöhnen, nahm ich sie als Kopfkissen.

(Fortsetzung folgt)